Die Unterwerfung des deutschen Ordenslandes durch die Polen im 15. Jahrhundert.

Zum 500. Gedenktage

der Schlacht bei Tannenberg

(15. Juli 1410)

von

Fritz Braun.

Verlag des Deutschen Ostmarken-Vereins.
Berlin W. 62, Bayreuther Straße 13.
1910.

Die Unterwerfung des deutschen Ordenslandes durch die Polen im 15. Jahrhundert.

Zum 500. Gedenktage
der Schlacht bei Tannenberg
(15. Juli 1410)

von

Fritz Braun.

Verlag des Deutschen Ostmarken-Vereins.
Berlin W. 62, Bayreuther Straße 13.
1910.

Immer näher rückt der Tag, an dem fünf Jahrhunderte seit der Schlacht bei Tannenberg verflossen sind, in der die Blüte des deutschen Ordens den Polen erlag. Es war zu erwarten, daß die Nachkommen der Sieger diesen Tag nicht vorübergehen ließen, ohne ihn zur Stärkung ihres nationalen Fanatismus weidlich auszunutzen, und wer ihre Wortführer kennt, sah auch voraus, daß sie dabei einen Hagel von Schmähreden auf die deutschen Kreuzritter loslassen würden.

Die Schlacht bei Tannenberg bedeutet jedoch nicht nur für die Polen einen Ruhmestag. Auch wir Deutschen haben alle Ursache, uns des 15. Juli 1410 zu erinnern, an dem soviel wackere Ritter aus allen Gauen des weiten deutschen Vaterlandes den grünen Anger mit ihrem Blute färbten, noch im Tode Antlitz und Wehr dem Feinde entgegenstreckend.

Wohl war jene Schlacht eine Niederlage unseres Volkes. Aber wie unser Herz höher schlägt vor Stolz und Freude, wenn uns das deutsche Heldenlied davon meldet, wie im Heunenlande die Helden der Nibelungen dahinsanken, so gehen unsere Pulse auch rascher, wenn wir im Geiste Ulrich von Jungingen in den Todeskampf folgen, dem stolzen Helden,

„der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort."

In ganz Deutschland verbreitete die Kunde von der Niederlage Trauer und Entsetzen. Waren es doch nicht nur Söhne des ehedem slavischen Nordostens, die in dem Riesenkampfe ihr Blut vergossen hatten. Im Schwabenlande, in den Tälern des Harzes und an den Ufern des Mains weinte manch Mütterlein um den wackeren Sohn, der ins ferne Ostland geritten war, um seinen Landsleuten neue Wohnsitze zu erobern und die Flut barbarischer Völkerschaften zurückzudämmen. Stellte doch, wie es unser Kaiser einst in der Marienburg aussprach, „der Orden gewissermaßen die Blüte deutscher Leistungsfähigkeit dar. Durch das ganze Mittelalter hindurch, als Kaiserliche und Reichsherrlichkeit bald verblichen und dahinschwanden, hat das deutsche Volk sich an diesen Brüdern und Kindern seines Stammes gefreut und an den Leistungen des Ordens sich erbaut."

Um die Wahlstatt von 1410 leuchtet es wie blutiger Nordlichtschein. Wie nach der deutschen Sage die lichten Götter den schweren

Kampf mit den Mächten der Finsternis ausfechten mußten, so rangen auf dem Tannenberger Schlachtfelde die Männer, die ringsum Städte und Burgen, Dörfer und Weiler aus dem Boden gezaubert hatten, mit der Gewalt des Chaos, den finsteren Mächten einer dunkeln Welt, der die Segnungen menschlicher Bildung noch nicht zu Teil geworden waren. Uebergewaltig dräut ihre Macht! Aber keinen Augenblick ist der Hochmeister über den Weg im Zweifel, den ihm Pflicht und Ehre vorschreiben. Immer wieder stürzt er sich auf den Feind; erst mit dem letzten Atemzuge verläßt ihn der unerschütterliche Mut. Nach einem halben Jahrtausend sollte unser größter Philosoph die Lehre vom kategorischen Imparativ verkünden, aber schon auf dem Felde von Tannenberg schlugen deutsche Herzen, die nach ihr lebten und starben.

So mischt sich denn in das Gefühl des Schmerzes, das uns bei dem Gedanken an den traurigen Tag überkommt, Freude und Stolz. Doch wir wollen den Schmerz garnicht mit klingenden Worten übertönen. Auch für ganze Völker gilt des Dichters Ausspruch:

„Die Schmerzen sind's, die ich zu Hilfe rufe,
Denn sie sind Freunde, gutes raten sie!"

Wie die Gestalt Ulrichs von Jungingen hell und strahlend der Nachwelt leuchtet, so heftet sich unauslöschliche Schmach an den Namen des Kulmer Ritters Nikolaus von Renys, der in der Stunde der Entscheidung das Kulmer Banner unterdrückte und mit seinen Genossen am Verrat das Schlachtfeld verließ.

Was man auch immer zu seiner Entschuldigung vorbringen mag, es genügt alles nicht, die Schmach von ihm abzuwaschen. In späteren Jahrhunderten haben die Nachkommen jener verräterischen Ritter ihrem Vaterlande herrliche Beispiele opfermutigster Treue gegeben. Unvergessen bleibt dem Adel des Landes, was er in den trüben Zeiten der napoleonischen Zwingherrschaft für die Brüder geplant, gewirkt, geopfert. Aber auch er soll den verräterischen Ahn, der auf Tannenbergs Gefild den Sieg in die Hände der Polen spielte, nicht vergessen. Geht dessen Geist wie ein dunkles Schreckgespenst in der heimischen Flur um, das die Enkel mit grausem Blick zur Treue mahnt, dann ist auch seine böse Tat dem Lande schließlich noch zum Segen geworden.

Seiner mag sich auch jene große, angeblich „deutsche" Partei erinnern, die immer bereit ist, den Polen Vorspann gegen die eigenen Landsleute zu leisten, die der Regierung immer wieder in den Arm fällt, wenn es sich darum handelt, die drohende Slavenflut von der deutschen Mark zurückzudämmen, die sich nicht entblödet, alle Handlungen der Notwehr, zu denen sich das Deutschtum gezwungen sieht, als brutale Knechtung der armen Glaubensgenossen hinzustellen. Als ob es sich hier nur darum handelte, die Polen besser oder schlechter

zu behandeln und nicht vielmehr darum, die immer stärkeren Angriffe einer bluts- und wesensfremden Rasse zurückzuweisen, die sich mit dem Gedanken trägt, auf den Trümmern deutscher Kultur ein großes Slavenreich zu errichten und Hunderttausende deutscher Männer wieder zu dem zu machen, was sie in den Tagen des Thorner Blutgerichts waren, zu polnischen Heloten. Gebe Gott, daß auch die Stirnen dieser „Deutschen" bald die heilige Glut der Scham färbe, wenn sie sich dessen erinnern, daß sie sich soweit erniedrigten, um die Helfershelfer halbgebildeter, slavischer Hetzkapläne und herrschsüchtiger tatarischer Magnaten zu machen. Sind wir erst so weit, dann werden die Worte Geltung haben, die einst der Abgeordnete Göden aus Krotoschin dem Frankfurter Parlament zurief: „Wir sind Deutsche, weil wir den Willen haben, Deutsche zu sein und eine Unterordnung unter die Polen nicht länger ertragen."

Viel weniger der eigenen Kraft als der Uneinigkeit der deutschen Gegner verdankte der weiße Adler seinen Siegesflug. In einer Zeit, da die Stände Preußens in unerschütterlicher Eintracht jeden Atemzug an den Kampf gegen die herandrängenden Slaven hätten setzen sollen, liebäugelte der weltliche Adel mit dem fernen Könige von Polen, den er doch nur in der Erwartung zum Herrn haben wollte, daß er dann keinem zu gehorchen brauchte. Während jenes Volk, dessen plumperem Geiste es niemals recht glücken wollte, der zarten Pflanze städtischer Kultur in seinem Lande zur Blüte zu verhelfen, die Grenzstädte des Ordenslandes mit Feuer und Schwert vertilgte, dachten die Ratsherren in Danzig und in Elbing und in anderen Städten nur daran, wie sie die Herren und Schirmer des Landes, die schwertgewaltigen Kreuzritter, aus ihren Mauern verbannen könnten.

Die Städter durften zu ihrer Entschuldigung wenigstens geltend machen, daß sie sich in ihrem Verhalten gegen den Orden durch die Rücksicht auf die Ansprüche leiten ließen, die sie als Mitglieder der deutschen Hansa zu besitzen glaubten. Wir können solcher Verteidigung auch nicht alles Gewicht absprechen; es war eben der Fluch jener Tage, daß unser Vaterland keinen einheitlichen Staat darstellte, sondern fast jeder Landstand zu mehreren politischen Gebilden und Bündnissen gehörte, deren Interessen sich nur selten deckten, sodaß den Menschen Zwiespalt und Gewissensnot nicht erspart bleiben konnten.

Der weltlichen Ritterschaft des Landes fehlte für ihr Verhalten jede Entschuldigung. Ihre Handlungsweise wurde nur durch kleinliche Eifersucht gegen die Ordensritter bedingt und durch engherzige Rücksicht auf den eigenen Geldbeutel. Weil es ihnen billiger zu sein schien, der Krone Polens zu huldigen, als durch empfindliche Opfer an Blut und Habe die deutsche Eigenart der Heimat zu erhalten, suchten sie die Macht des Ordens zu brechen und den Slavenkönig als Herrn in die stolze Marienburg zu führen! Wie wenig diese

Herren zu politischem Denken und gemeinsamem Handeln befähigt waren, zeigten sie am besten dadurch, daß sie nach ihrem Abfall sich sogleich mit den eben noch engverbündeten Städtern in die Haare gerieten. Wieder einmal wurde der Mangel an politischer Disziplin den Deutschen zum Fluche. So ruchlos war die Handlungsweise dieser Ritter, daß wir beinahe etwas wie Genugtuung darüber empfinden, daß ein jahrzehntelanger Krieg ihre Felder verheerte und sie ihrer irdischen Habe, um deren willen sie Pflicht und Treue verletzt hatten, doch nicht froh werden sollten.

Ungeheuerlich erscheint dieser Verrat am Vaterlande. Er wird uns nur verständlich, wenn wir aufhören, jener Zeit den Spiegel des eigenen Geistes vorzuhalten, wenn wir uns in die Denkweise jener Jahre hineinzuversetzen suchen, soweit das möglich ist.

Die Polen feiern den großen Erfolg des blutigen Julitages als einen nationalen Sieg, in dem polnische Kraft den deutschen Feind niederrang. Wir verstehen wohl, daß eine solche Auffassung ihren nationalen Trieben schmeichelt; der Wahrheit zuliebe müssen wir jedoch dagegen berechtigten Einspruch erheben.

Wir wollen garnicht einmal besonderes Gewicht darauf legen, daß Witold, der Marschall Vorwärts im polnischen Lager, ein Litauer war, daß auch der König Jagiello, den selbst deutsche Historiker „die beste Verkörperung des slavischen Typus“ nennen, kein Pole, sondern ebenfalls Litauer war und also zu einem Volke gehörte, das von den Slaven nach Abstammung und Sitte durch eine tiefe Kluft geschieden ist.

Lesen wir die Schriften jener Tage, die uns von dem schicksalsreichen Jahre 1410 Kunde geben, so finden wir nirgends in den polnischen Berichten eine Stelle, die von dem nationalen Gegensatz zwischen den Kämpfern bei Tannenberg spricht. In ihren Folgen bedeutete die Schlacht bei Tannenberg einen gewaltigen Sieg der polnischen Nation. Die Streiter selber aber betrachteten den blutigen Kampf mit ganz anderen Augen als wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, die wir in der Wertschätzung nationalen Lebens erzogen wurden, um, so Gott will, das heilige Feuer nationaler Begeisterung in unseren Kindern noch höher zu schüren. Schon die Rücksicht auf Witold gebot dem Polenkönige, den Krieg mehr als einen Streit um Länderbeute denn als einen Nationalkrieg des polnischen Volkes hinzustellen, denn der gewaltige Großfürst, der noch immer von einem selbständigen Litauerreiche träumte, hatte wenig Lust, den nationalen Größenwahn der Polen durch litauisches Blut zu nähren.

Die Polen jener Zeit sehen in dem großen Siege nur einen politischen Machterfolg und freuen sich, daß sie auf dem Wege, der sie an das heißersehnte Gestade der Ostsee führen soll, einen guten Schritt weiter gekommen sind. Ebenso wenig wurde auf der Seite der Deutschen der nationale Gedanke in den Vordergrund gerückt.

Am meisten geschah das noch von den deutschen Fürsten und Herren in West- und Süddeutschland, von denen sich so mancher seiner im Heidenkampfe gefallenen Ahnen und Freunde erinnern mochte. In den Briefen, die von diesen Fürsten an den Kaiser geschrieben werden, in denen sie ihn beschwören, dem Orden zu Hilfe zu ziehen, kommt es noch am schärfsten zum Ausdruck, daß sie in dem Streite des Ordens die Sache des gesamten Deutschtums erblicken. Leider war der Schwertarm dieser Männer gebunden, da sie sich mühsam genug ihrer eigenen, aufrührerischen Stände erwehren mußten. Sollen wir heute aber kurzsichtiger sein als sie, die sich schon damals darüber klar waren, daß an der Weichsel und Warthe auch die Sache des Bayern, Franken und Schwaben verfochten wird? —

Das Verhalten der Ritter und Städter war in Wirklichkeit Verrat an der deutschen Sache; sie selber haben ihr Tun aber sicherlich nicht dafür gehalten. In ganz Deutschland kämpfte damals der Adel gegen die Landesfürsten, und überall suchten sich die Städte der Fürsten wie der Ritter durch Bündnisse zu erwehren. So wollten auch im Preußenlande weder die Städte noch die weltliche Ritterschaft des platten Landes von den Kreuzrittern, ihren Landesherren, etwas wissen. Des Deutschen Blick flog damals nicht wie der des Adlers weithin über die Lande, um die große, herrliche Nation als Einheit zu erkennen; noch kein Ernst Moritz Arndt hatte von des Deutschen Vaterland gesungen. Das deutsche Reich jener Zeit glich einem Zellenstaat, in dem jede Zelle ihr Wohlergehen auf Kosten der Gesamtheit zu mehren suchte. Wollen wir die Handlungsweise der Ritter und Städte verstehen und damit auch in sittlicher Hinsicht wenigstens begreiflich finden, so müssen wir uns in die Geschichte der Kämpfe vertiefen, die die Hohenzollern in der Mark Brandenburg fast gleichzeitig gegen Ritter und Städte auszufechten hatten. Auch dort finden wir nicht das geringste Verständnis dafür, daß alle Stände eines weiten Gebietes Glieder einer organischen Einheit seien. Ehe man das zugab, ließ sich der Ritter lieber unter den Trümmern seiner Burg begraben, zerstörte der Städter lieber Handel und Wandel, die seine Größe schufen, durch jahrzehntelange Kriege. Nicht die Macht, die Blüte des deutschen Volkes schwebte den Söhnen jener Zeit als Ziel vor; ihr Ideal war das Wohlergehen des eigenen Krähwinkels, das störrische Behaupten ständischer Vorrechte. Wie sich die Bewohner Berlins lieber mit dem Stellmeiser, der am Wegrande lauerte, verbanden, als daß sie die Rechte des Landesherrn anerkannten, deren Geltung die erste Voraussetzung für die Blüte der Mark war, so zauderten auch die Bürger von Danzig und Elbing keinen Augenblick, mit dem Könige von Polen gemeinsame Sache zu machen, als sie auf diese Weise ihre eigenen Freiheiten und Vorrechte zu ver-

mehren hofften. Daß sie Deutsche waren und Jagiello polnischer König war, daß zwischen ihnen und den Fremden die weite Kluft des nationalen Gegensatzes gähnte, kam wohl keinem von ihnen so recht zum Bewußtsein. Diese Lage der Dinge müssen wir beherzigen, wenn wir jenen preußischen Rittern und Ratmannen gerecht werden und sie mit dem Maßstabe ihrer Zeit messen wollen. Allerdings, Verrat bleibt Verrat! Doch wenn wir den Stab über unsere Väter brechen, mag es in dem festen Entschlusse geschehen, allezeit weitsichtiger zu sein und niemals die Interessen der engeren und engsten Heimat und kurzsichtige, konfessionelle Gedanken höher zu stellen als die Rücksicht auf unser großes, herrliches, deutsches Volkstum. Wehe uns, wenn wir auch in Zukunft für so karge Linsengerichte die Erstgeburt unserer deutschen Nationalität eintauschen. Verklingt aber in Preußens Gauen der alte, nur allzu wohl bekannte Schlachtruf „hie Junker!“ „hie Bürger!“, scharen sich die Söhne des Ordenslandes mit der Losung „hie Zollern, hie Deutschland!“ um die Fahnen des einigen, deutschen Reiches, das dereinst Söhne aller Gaue in die Ostmark sandte, dann ist auch hier auf dem Boden des Chaos und der Unordnung die freundliche Blüte nationaler Eintracht entsprossen.

Daran, daß der bevorstehende Kampf den Sieg der polnischen Nation über die Deutschen entscheiden *sollte*, konnte man in dem polnischen Lager schon aus dem Grunde *nicht* denken, weil ja zahlreiche Krieger aus dem Reiche den Speer für die Sache Jagiellos einlegen wollten. Und auch auf gegnerischer Seite machte man diesen Söldnern daraus, daß sie für die Slaven streiten wollten, keinen besonders schweren sittlichen Vorwurf. Man tadelte die Polen nur darum, weil sie Heiden und Schismatiker, Tataren und Russen in den Kampf gegen die christlichen Ordensritter heranführten.

Hatte der deutsche Kaiser auch längst nicht mehr die Macht, den universalen Gedanken des Kaisertums mit Kraft zu vertreten und seinem Worte allerorten Geltung zu verschaffen, so bestanden doch diese Ansprüche rein begrifflich noch immer fort. Die einen Fürsten standen seinem Throne näher, die anderen ferner, aber alle waren ihm gegenüber doch nur sozusagen jüngere Brüder. Diese Anschauung brachte es mit sich, daß auch die Polen noch innerhalb des großen Verbandes standen, der die abendländische Christenheit umfaßte, so daß die Tatsache, daß hier zwei Nationen, zwei Rassen um die Vorherrschaft stritten, nicht genügend gewürdigt werden konnte. Daß Jagiello nicht fürchtete, um seiner Abstammung willen vom deutschen Kaiser zurückgesetzt zu werden, zeigt schon der Umstand, daß er sich immer wieder lieber dem Schiedsspruch des Kaisers als dem des Papstes unterwerfen wollte. Wie sehr dagegen der Vorwurf, heidnisches Gesindel in den Kampf gegen den Hochmeister geführt zu haben, das Herz Jagiellos verwundete, geht schon daraus hervor,

daß er sich in seinen Briefen mit allerhand Ausflüchten deswegen zu entschuldigen sucht.

In einer Zeit, da der religiöse Gedanke überall im Vordergrunde stand, da längst die Bäume grünten, deren Scheite sich für Huß zum Scheiterhaufen fügen sollten, da das Streben, die gespaltene Kirche endlich wieder zu einigen, die Herzen aller Gläubigen bewegte, war für nationale Gesichtspunkte nicht allzuviel Verständnis vorhanden.

Und doch sind die Schriftstücke, die damals zwischen dem Orden und den Fürsten und Königen Westeuropas gewechselt wurden, keine Ehrenatteste für die Polen!

Eben hatten die Litauer das Christentum angenommen, und die Polen waren schon lange vor dem Kreuze niedergesunken. Die Aufgabe des Ordens, im Osten gegen die Heiden Wache zu halten, war also beendet und Fanatiker der Wortlogik hätten verlangen können, daß er selber sein Werk für abgeschlossen erklärte. Immerhin fehlte es zu jener Zeit nicht an gesundem Verständnis für die Lage und an dem Vermögen, Schein und Wesen zu trennen. Man durchschaute, was es mit dem Christentum der Litauer, die mit Mongolen und Tataren getreue Kameradschaft hielten, auf sich haben mochte, man erkannte deutlich, daß im Ordenslande deutsche, durchgeistigte Kultur durch das Schwert der Kreuzritter gegen die Mächte des Chaos und der Unordnung geschützt werden müßte, daß hier wieder ein deutscher Hagen, ein deutscher Volker treue Wacht hielt, umdräut von dem schmutzigen Gezüchte der Heunen. Vor allem muß es den Vertretern der deutschen Zentralgewalt, dem Kaiser und den Kurfürsten, nachgerühmt werden, daß sie sich — was manchem Deutschen unserer Tage erst noch besonders zu Gemüte geführt werden muß — längst darüber klar waren, daß es sich im Ordenslande nicht darum handelte, die Interessen *eines* deutschen Staates zu vertreten, sondern daß das Deutschtum schlechthin Hilfe heischte in seiner schweren Not, daß es galt, einen stolzen Bau zu verteidigen, zu dessen Errichtung alle deutschen Stämme, von dem Hange des Schwarzwaldes bis zu dem Wattenmeere der Nordsee, Bausteine zusammengetragen hatten. Leider hatten diese Männer aber soviel mit sich selbst zu tun, daß sie ihren Willen nicht in die Tat umzusetzen vermochten.

Es ist bezeichnend für den sittlichen Wert der polnischen Streitschriften, welche die Erinnerung an die Schlacht von Tannenberg gezeitigt hat, daß sie der Kulturarbeit des Ordens keinerlei Anerkennung zollen, sondern sie zumeist, wie die von der „Gazeta Grudzionska“ von Graudenz aus als Kampfschrift der heutigen Polen gegen das Deutschtum verbreitete Ordensgeschichte, mit Stillschweigen übergehen. Wozu sollen sie auch ihren Landsleuten davon sprechen, daß die Ordensritter den Anbau der fruchtbaren Weichselniederung

erst ermöglichten, warum ihnen auseinandersetzen, daß in dem Schutze des schwarzen Kreuzes die reichen Städte des Preußenlandes emporblühten? — Der Zweck dieser Sudeler ist es ja nicht, historische Erkenntnis zu verbreiten, sie gehen nicht einmal darauf aus, das Streben nach Fortschritt, die Lust an kultureller Arbeit bei ihren Volksgenossen zu vertiefen. Ihnen genügt es, wenn sie nationalen Haß säen, sie sind mit ihrem Erfolge zufrieden, wenn der Slave ganz vergißt, daß der Germane sein Lehrer war, und sich in wildem Trotz gegen die sogenannte „Zwingherrschaft“ auflehnt. So lösen sie denn die ganze Geschichte in eine Reihe von Zivilprozessen auf und bemühen sich wie zungenfertige Winkelkonsulenten nachzuweisen, daß die Kreuzritter in jedem Einzelfalle im Unrechte waren. Wenn sie zudem die Grausamkeit und Roheit, die jener Zeit eigentümlich waren, bei der einen Partei verschweigen, um sie nur dem Gegner immer wieder in wortreichen Anklagen vorzuhalten, so sind sie bei einer halbgebildeten Leserschaft des Erfolges sicher. Davon, daß auch jahrhundertelange Kulturarbeit dem Menschen ein Anrecht auf den Boden verleiht, daß die höchste Sittlichkeit darin besteht, die weite Welt durch ernste Arbeit in ein wohnliches, schimmerndes Gotteshaus zu verwandeln, davon wissen diese Maulhelden nichts. Sie sind arg im Unrecht, wenn sie vermeinen, das Polenreich sei darum zugrunde gegangen, weil die Polen zwar das Schwert zu führen, aber nicht den Sieg zu benutzen verstanden. Jenes Reich mußte dahinsinken, weil seine Bewohner die sittliche Bedeutung der Arbeit verkannten, weil das Volk keine gemeinsamen kulturellen Ziele besaß, denen es in wetteiferndem Schaffen zustrebte. Anstatt sich von dem heiligen Geiste der Arbeit durchdringen zu lassen, der dem Enkel ein wohnlicheres Haus schaffen möchte als es der Ahne besaß, strebten die polnischen Adligen nur nach sinnlichem Genuß und jener Unabhängigkeit, die nur das Nichtstun ermöglichen soll. Um ihnen ein solches Leben zu verschaffen, wurden viele Tausend Bauern ihrer Menschenrechte beraubt und auf die Stufe jener Haustiere herabgewürdigt, die der Mensch zum Bestellen seines Ackers braucht. Trotzdem fühlten sich aber die stolzen Magnaten, die Nachkommen der alten avarischen Supane oder Häuptlinge, als die treuesten Diener der christlichen Kirche. So ist denn die Weltgeschichte dieser Nation zum Weltgericht geworden. Wem könnte es zweifelhaft sein, auf wessen Seite er die tiefere Sittlichkeit zu suchen hat, auf der jener bigotten, Litaneien stammelnden Slaven oder auf der unserer Kreuzritter, die dem Strome wehrten, die Sümpfe austrockneten und die Arbeit der Bürger und Bauern mit scharfem Schwerte schützten.

Fragen wir uns, um welchen Kampfpreis denn eigentlich auf dem Felde von Tannenberg gestritten ward, so dürfen wir nicht diese oder jene Einzelfrage für den Krieg verantwortlich machen. Die

schlimmsten Kriege sind nicht die, die durch eine Fürstenlaune oder eine Bundespflicht entfesselt werden, von der auf einem belanglosen Pergament die Rede ist, sondern jene, die durch die Entwickelung der Staaten und Völker mit logischer Notwendigkeit heraufgeführt werden. In politischer Hinsicht hat das Dichterwort, daß die Erde „Raum für alle" besitzt, keine Geltung. Wo ein Rom und Karthago sich an den Ufern eines schmalen Meergrabens schildgerüstet gegenüberstehen, muß einer der Partner zugrunde gerichtet werden, damit der Gegner sich jener Sicherheit erfreuen darf, deren er zu der ungestörten Arbeit an dem Weiterausbau seines Staates bedarf. Wo das polnische Reich, der russische Staat den Weg zum Meer hier durch den Orden, dort durch die Schweden versperrt sah, da mußten sie alles versuchen, sich endlich Luft zu machen. Wenn es irgendwo eine geschichtliche Notwendigkeit, eine Logik der Tatsachen gibt, so liegt sie hier vor.

Darum handelte es sich in Wirklichkeit gar nicht um den Rechtsstreit, wem diese oder jene Burg in der Neumark zufallen müßte, wem das Land Dobrin oder der wüste Gau von Szamaiten gehören sollte, der sich zwischen Livland und der Grenze Preußens ausdehnte. Das alles waren nur Vorwände; in Wirklichkeit galt es zu entscheiden, ob Polen ewig in wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Hinsicht dem Orden zinspflichtig sein sollte oder nicht. In den Beschwerden der polnischen Könige spielt die Behandlung der Kaufleute eine Hauptrolle; es verging wohl kein Mond, ohne daß dieser oder jener ärgerliche Zwischenfall den polnischen König dessen gemahnte, wie wichtig der Besitz der unteren Weichsel für sein Reich sei. Längst mochte es ihm einleuchten, daß nur die Eroberung des Weichseltales Polen wirklich die Stellung einer europäischen Macht verschaffen könne. Wie schöne Märchen klangen den polnischen Rittern, die wenig mehr als Roß und Schwert ihr eigen nannten, die Erzählungen von den reichen deutschen Städten des Ordenslandes, ihren vollen Speichern und ragenden Domen.

Außerdem schien das Machtverhältnis zwischen dem Orden und Polen sich gerade damals sehr zu Ungunsten der Slaven verschieben zu wollen. Durch den Erwerb der Neumark, durch die Besetzung Szamaitens wurde das Wehr geschlossen, das die polnische Flut von der Ostsee trennte. Ließ man dem Orden Zeit, sich in diesem weiten Reiche, das von der Mark bis zum finnischen Meerbusen reichte, ordentlich einzurichten, so schwand die Aussicht, den weißen Adler bis an die Salzflut zu tragen, immer mehr. Der Krieg war unabwendbar; ihn möglichst bald zu führen, erheischte die Klugheit.

Nichts ist törichter als zu vermeinen, die Polen seien durch den Krieg überrascht worden. Seit Jahr und Tag rüstete Jagiello planvoll zu dem großen Kampfe. Solche Vorbereitungen waren auch

unbedingt nötig, wenn er in dem halbkultivierten Lande ein Heer von der Stärke dessen auf die Beine bringen wollte, das bei Tannenberg die Macht des Ordens zertrümmerte. Für die Materialien zum Bau einer Weichselbrücke, für landeskundige Führer im Preußenlande, für alles war gesorgt. Eine solche Handlungsweise setzt aber, zumal in jenen Tagen, doch wohl den festen Entschluß voraus, einen gewaltigen Krieg zu führen. Der verlustreichen und doch in letzter Linie erfolglosen Plünderungszüge müde, wollte Jagiello in das Herz des Ordenslandes eindringen und das Kriegsglück in einer gewaltigen Feldschlacht erproben.

Leider war diese Sachlage dem Orden nicht von vornherein so klar wie es in seinem Interesse gelegen hätte. Wenn man sich immer wieder bemühte, die Streitigkeiten durch Schiedsgerichte zu schlichten, tat man das wohl nicht nur in dem Bestreben, Zeit zu gewinnen, sondern hegte immerhin einige Hoffnung, dem Kriege so aus dem Wege zu gehen. Man hat dem Hochmeister Ulrich von Jungingen ernste Vorwürfe gemacht, weil er nicht alles tat, den Krieg mit Polen zu vermeiden. Schon bei dem Tode seines Bruders, des Hochmeisters Konrad von Jungingen, begannen die versteckten und offenen Anklagen gegen ihn, soll doch der sterbende Meister die Gebietiger ermahnt haben, nur ja nicht den raschen Bruder an seinen Platz zu stellen. Wäre es wirklich noch möglich gewesen, einen ehrenvollen Frieden mit Polen zu wahren, so müßte man ihm Recht geben. In Wahrheit war der Krieg unvermeidlich; schon seit Jahren lebte man mehr in einem Waffenstillstande als in einem ehrlichen Frieden. So verdient Ulrich von Jungingen höchstens Lob, daß er die politische Lage klarer beurteilte, daß er nicht zu der Schar der Schwächlinge gehörte, die noch kurz vor der Entscheidung sich mit kleinen Mitteln für den Augenblick Luft verschaffen wollten. Leider besaß der heldenhafte Kämpfer als Organisator und Feldherr nicht die erforderlichen Eigenschaften, um den geplanten Angriff Jagiellos zu vereiteln. Schon im Jahre 1382, da die polnischen Großen den Litauer Jagiello, den Gemahl der polnischen Königstochter Hedwig, zu ihrem Herrscher erwählten und die beiden Reiche Polen und Litauen zu einer raumgewaltigen Monarchie vereinigt wurden, ward der Waffengang mit den Polen—Litauern zu einer Notwendigkeit, da dieser Staat, wie wir schon so oft betonten, alles daran setzen mußte, sich den Weg zum Meere zu bahnen. Das konnte aber nur auf Kosten des deutschen Ordens geschehen.

So taten denn die Gebietiger des Ordens ganz recht daran, daß sie der ernsten Zeit in dem tatenlustigen, energischen Ulrich von Jungingen einen kraftbegabten Steuermann boten. Wenn nichts anderes, so würde der Tag von Tannenberg und der Tod des Erwählten für die Weisheit seiner Wähler zeugen.

Wohin hätte denn eine Politik der Nachgiebigkeit Polen gegenüber geführt? Wäre der Streit mit der Uebergabe von Driesen und ein paar neumärkischen Burgen, mit der Abtretung von Dobrin beendet gewesen? Wahrlich nicht! Es wäre nur der erste Schritt auf einer abschüssigen Bahn getan worden. Sicher gemacht durch das Zurückweichen des Ordens, hätten die Polen eine Forderung der anderen folgen lassen, und sie wären sicherlich nicht bescheidener geworden. Ueber kurz oder lang wäre der Orden doch zu der Erkenntnis gekommen, daß er zum Schwerte greifen müsse, wenn er nicht unmerklich in polnische Knechtschaft hinabgleiten wollte, und er hätte dann den Entscheidungskampf unter weit ungünstigeren Bedingungen auskämpfen müssen. In dem ebenso verschlagenen wie zähen Geiste Jagiellos stand es ein für allemal fest, daß er den Orden demütigen müsse. Mit eherner Stirn unterschrieb er auch noch gegen Ende seiner Regierung, lange nach Tannenberg, in Zeiten der Not alle möglichen Friedensbedingungen, ohne auch nur im entferntesten daran zu denken, ihnen gerecht zu werden. War er des Druckes ledig, so trat er unfehlbar mit den alten, hochgespannten Forderungen hervor, die auf die Demütigung des Ordens hinausliefen. Mit einem solchen Manne war alles Verhandeln zwecklos; es galt für den Orden, ihn in entscheidender Schlacht niederzuwerfen oder auf die Machtstellung der Zeiten Winrichs von Kniprode zu verzichten.

Vor dem Entscheidungskampfe brauchte den Rittern auch nicht allzusehr bange zu sein. Es ist nicht wahr, daß der Kreuzritterorden damals in Verfall gewesen sei. Nach dem Hingange Winrichs von Kniprodes, dessen Regierung im allgemeinen als Blütezeit des Ordens bezeichnet wird, war kaum ein Menschenalter vergangen, und in der Zwischenzeit war das Gebiet des Ordensstaates durch den Erwerb der Neumark und des Gaues Szamaiten ansehnlich erweitert und trefflich abgerundet worden. Wenn die Städte, die weltlichen Ritter des platten Landes nur ungern dem mächtigen Gebieter gehorchten, so war das freilich ein Mißstand, doch dürfen wir ihn nicht am idealen Maßstabe messen, sondern an den weit traurigeren Verhältnissen, die wir im Reiche finden. Hätte der Krieg zu einem glorreichen Siege der Kreuzritter geführt, so hätten die Unlustigen sicher nicht gewagt, wider den Stachel zu löcken. Dann hätte gerade der Krieg dazu beigetragen, die Stellung des Ordens in seinem Lande zu befestigen.

Ein langer Friede war aber bei politisch unsicheren Verhältnissen für den Orden viel schlimmer als ein kurzer Krieg. Wie die Dinge lagen, mußte es ein bewaffneter Friede sein. Da nun aber der Zufluß von Rittern aus dem Reiche sehr viel schwächer geworden war, seitdem die Kriege des Ordens nicht mehr die Bedeutung von Kreuzzügen hatten, waren die Gebietiger gezwungen, den größten

Teil ihrer Heere aus Söldnern zu bilden. Wie wir sehen, war man sich in dem Reiche ganz klar darüber, was es mit dem Christentum der Litauer auf sich hatte. Aber mochte es sich damit verhalten, wie es wollte, jedenfalls ergab sich für den Orden aus der Taufe Jagiellos und seinen litauischen Großen die leidige Folge, daß der Zufluß von deutschen Kreuzfahrern aufhörte. Der Unterhalt der Soldtruppen verschlang aber ungeheure Summen, die mindestens zum Teil auf die Städte und den Landadel abgewälzt werden mußten, eine Belastung, durch die ihre Treue gegen den Orden sicher nicht gestärkt wurde. Mußte nun einmal gekämpft werden, so stellte sich der Krieg um so billiger, je früher er ausgefochten wurde.

Auch darf man die Gedanken, die sich die Ordensritter selber über ihre Lage machte, nicht gering anschlagen. Es sind unwägbare Werte, die aber sicher großen Einfluß auf ihre Entschlüsse hatten. Sie werden kaum die Macht hüben und drüben ängstlich nach der Zahl der Kämpfer abgewogen haben. Ihre ruhmreiche Geschichte und die Trophäen aus früheren Kriegen, die sie von den Wänden ihrer Kapitelsäle grüßten, gaben ihnen ein Recht dazu, ihre Kraft sehr hoch einzuschätzen. Sie fühlten sich als ein kriegerischer Adel, als eine Elitetruppe, auf deren Bannern der Sieg saß. Wie einst die deutschen Heere, „klein, aber eisern", nach Italien hinabstiegen und den Feind vor der Schlacht nicht zählten, so meinten wohl auch die Ordensritter, es könne ihnen im Kampfe gegen Polen und Tataren garnicht fehlen. Durch eine Verkettung unglücklicher Ereignisse wurden sie um den Sieg betrogen, aber in ihrem eigenen Werte hätten sie sich nicht getäuscht. Das Antlitz gegen Süden gewendet, betteten sich die Besten von ihnen auf dem Blachfelde von Tannenberg. Außerdem mochten sich die Ritter von dem Bündnis, das sie mit König Sigismund von Ungarn geschlossen hatten, immerhin mehr versprochen haben, als er in Wirklichkeit leistete, denn sonst hätten sie um seinetwillen nicht so große Geldopfer gebracht.

Machten die einen dem Hochmeister den Vorwurf, er sei dem Kriege nicht genügend aus dem Wege gegangen, so ward er von der anderen Seite getadelt, weil er nicht sogleich auf den Feind losschlug, als der Schiedsspruch des Königs von Böhmen im Jahre 1409 zu keinem Ergebnis führte und die Heere sich in der Gegend von Bromberg gegenüberstanden. Daß er aber damals einen Waffenstillstand auf ganze neun Monate schloß, hatte wohl seine guten Gründe. Einmal bedurfte man der Zeit, um das Eintreffen der deutschen Söldner abzuwarten und zum anderen hoffte der Hochmeister vielleicht, Witold, der litauische Großfürst, Jagiellos Vetter, würde von dem engen Bunde mit dem Polenkönige, der doch seines Vaters Mörder war, schließlich zurücktreten. Solche Gedanken durfte man nicht als leeren Wahn bezeichnen. Noch vor wenig Jahren war

Witold Bundesgenosse des Ordens gewesen und immer wieder scheinen ihm Zweifel gekommen zu sein, ob seine Politik, die kriegerische Kraft der Litauer für die Macht des Polenreiches einzusetzen, richtig war. Mitunter scheint Witold doch geahnt zu haben, daß die Polen alle Wohltaten nur damit vergelten würden, daß sie die Litauer um ihre nationale Zukunft und Sonderexistenz betrogen.

Hätte man vordem glauben können, daß der Orden den Kriegsschauplatz nach Polen oder mindestens nach dem Lande Dobrin verlegen würde, so wurde der Hochmeister im Sommer 1410 durch den Einmarsch der Polen schier überrascht. In dem Glauben, man habe den Feind auf dem linken Ufer der Weichsel zu erwarten, sammelte sich das Heer bei Schwetz, während der Hochmeister bei Thorn den Gang der Dinge abwartete. Da kam ihm die Kunde, das polnisch-litauische Heer habe bei Lautenburg die Grenze des Ordenslandes überschritten und nähere sich der Drewenzfurt bei Kauernick. Es gelang gerade noch, den wichtigen Flußübergang durch Palisaden so zu befestigen, daß Jagiello seinen Plan aufgab und sich ungesichts des inzwischen bei Kauernik versammelten Ordensheeres auf Soldau zurückzog. Als der Hochmeister nun seinerseits die Drewenz überschritt, um dem Feinde auf der Spur zu bleiben, erhielt das Heer die Schreckensnachricht von der Zerstörung Gilgenburgs, gegen dessen Bürgerschaft die Tataren Witolds wie von Menschenblut trunkene Kannibalen gewütet hatten.

Man führte in jener Zeit den Krieg nicht nach humanen Grundsätzen und allerorten galt die Losung: „Wehe dem Besiegten!" Sicherlich sind auch die Kreuzritter nicht immer säuberlich mit den Feinden umgegangen; auch an ihren Schwertern klebt unschuldig vergossenes Blut. Daß aber die Untaten, die die rohen Horden der Tataren in Gilgenburg verübten, alles Maß überschritten, daß sie den Polen selber die helle Schamröte ins Antlitz trieben, geht schon daraus hervor, daß die meisten polnischen Berichterstatter diese Dinge verschwiegen. Tun sie das nicht, so fügen sie wenigstens hinzu, es sei alles ohne Willen und Wissen des Königs geschehen. Da die Polen die Erinnerung an den großen Krieg schmunzelnd dazu ausnutzen, in einer „Geschichte" der Kreuzritter, mit der die Abonnenten der polnischen Zeitungen beglückt werden, die Ordenshelden als schändliche Barbaren hinzustellen, die weder die Kutte des Mönchs noch des Kindleins Unschuld achteten und in dem eroberten Lande mit der Wildheit des Raubtiers wüteten, so dürfte es sich hier wohl empfehlen, dem Fortsetzer der lübischen Chronik das Wort zu gönnen. Er schildert die polnischen Heldentaten folgendermaßen:

„Das Fleisch aßen sie roh, das Blut tranken sie. Hatten sie nicht genügend anderes Fleisch, so vergriffen sie sich an den Menschen, mit Vorliebe an Frauen und Jungfrauen. Sie entehrten sie, und

wenn sie ihre viehischen Lüste an ihnen gestillt hatten, durchstachen sie sie, sogen ihnen das Blut aus und fraßen das Fleisch roh. Wo sie Kinder fanden, schlugen sie ihnen den Kopf ab, schnitten den Bauch auf, nahmen ihnen die Eingeweide heraus und aßen davon die Hälfte; die andere Hälfte hingen sie in den Sattel und verzehrten sie nachher." Mag in dieser grausen Schilderung vieles übertrieben sein, so entfernen wir uns doch nicht von der Wahrheit, wenn wir behaupten, daß die Schilderung der in Gilgenburg begangenen Frevel ganz Deutschland mit Entsetzen und Abscheu erfüllte. „Schlugen tot jung und alt", berichtet der Fortsetzer des Johannes von Posilge, „und begingen so großen Mord mit den Heiden, daß das unsäglich ist, und an Kirchen und Jungfrauen und Frauen, die sie schändeten, die sie durch Abschneiden der Brüste jämmerlich peinigten und in die Knechtschaft trieben". Das Abschneiden der Brüste ist übrigens eine slavische Spezialität, die von ihnen noch in späteren Jahrhunderten fleißig geübt wurde.

Als das slavische Heer diese leichten Lorbeeren gepflückt hatte, trat es in der Morgenfrühe des 15. Juli — in der Nacht hatte ein Gewitter getobt, das mit reichlichem Regen den Staub niederschlug — den Vormarsch auf Marienburg an. Es umkreiste die Südhälfte des Damerausees und marschierte bis zum Laubensee, wo der König Jagiello die Feldkapelle aufschlagen ließ, um die Messe zu hören. Noch während des Gottesdienstes kam dann die unerwartete Nachricht, daß das Ordensheer schon bei dem Dorfe Grünfelde sei.

Der Hochmeister hatte eben bei Löbau ein Lager bezogen, da traf am Abend des 14. Juli die Schreckensnachricht aus Gilgenburg ein. Diese Schmach ging dem Meister, dem ganzen Orden und allen Rittern und Knappen gar sehr zu Herzen und sie zogen, wie Johann von Posilge berichtet „mit einträchtigem Mut und Willen dem Könige entgegen, von der Lobau zum Tannenberge". Schon um 3 Uhr früh wurde der Marsch angetreten; um 9 Uhr mögen die ersten Deutschen auf dem Schlachtfelde eingetroffen sein und um 11 Uhr stand wohl der größte Teil ihres Heeres bereits in Schlachtordnung.

Ehe wir dem Gang der Ereignisse weiter folgen, müssen wir noch einen Blick auf die Stärke der beiden Heere werfen. Die Quellen lassen uns hier völlig im Stich. Der Sinn für die Zahl ist ein recht junger Besitz des Menschen, dem von Natur die Lust am Fabulieren und Uebertreiben innewohnt. Nur auf indirektem Wege, dadurch, daß wir über die Heeresverfassung jener Zeiten und Länder Klarheit zu gewinnen suchen, vermögen wir die Menge der Kämpfer annähernd zu bestimmen. Nach der Zahl der Fahnen, die das Ordensheer im Streite verlor, dürfte es etwa 50 bis 60 Bannerien umfaßt haben. Da ein solches Fähnlein im Durchschnitt etwa 70 Spieße besaß, müssen wir das Ritterheer auf etwa 4000 Spieße schätzen. Es war

das nicht die ganze Macht des Ordens; ansehnliche Streitkräfte waren unter dem Vogt Michael von Sternberg in der Neumark zurückgelassen, andere standen unter dem Komtur Heinrich von Plauen in Pommerellen. Zählen wir zu den 4000 Spießen des Ordens noch die „Dienste" des Preußenlandes und die fremden Söldner und Gäste, so kommen wir höchstens auf eine Zahl von 11000 Reitern.

Der König von Polen soll nach Dlugosz in der Schlacht bei Tannenberg allein 51 Fähnlein gehabt haben. Diese Zahl erweckt Bedenken, weil sie mit der Anzahl der deutschen Bannereien, die der polnische Historiker angibt, ganz genau übereinstimmt. Die meisten Historiker neuerer Tage berechnen die Zahl der polnischen Berittenen samt den Gewappneten Witolds und den Söldnern auf etwa 15 bis 16 000; nach ihnen würde sich also das Kräfteverhältnis zwischen dem Orden und den Polen auf etwa 2 : 3 stellen. Ich muß gestehen, daß mir die Zahl der Polen etwas niedrig erscheint. War doch das Heer Jagiellos so stark, daß Zyndram von Maskowicze, sein Kronfeldherr, eine große Anzahl Gewappneter in Reserve halten konnte. Bei der hohen Schätzung, deren sich die Ordensritter als Krieger erfreuten, wird er aber schon in die erste Linie sicherlich soviel Truppen gestellt haben, daß die Polen in der Ueberzahl waren. Rechnet man zu diesen Streitkräften noch die Reserven hinzu, die immer von neuem in den Kampf geführt wurden, so gelangt man doch zu der Annahme, daß das Heer der Polen etwa doppelt so groß war als das der Kreuzritter.

Jedenfalls waren die Zahlen der Kämpfer nicht viel größer als die hier angegebenen. Einfach die fabelhaften Angaben der Berichterstatter anzunehmen und zu fragen; „Warum sollen die Heere nicht so groß gewesen sein?" ist unwissenschaftlich. Damit wir das tun könnten, müßten erstens die Berichterstatter übereinstimmen, was durchaus nicht der Fall ist, und zweitens müßten wir uns doch wenigstens einigermaßen ein Bild davon machen können, woher diese Schwerbewaffneten kommen. Ebenso wie dereinst die Zahl der griechischen Hopliten, hielt sich auch die der mittelalterlichen Schwerbewaffneten schon aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen in engen Grenzen.

Außer den schweren Reitern verfügte der Orden in der Schlacht bei Tannenberg auch über eine ganze Menge Geschütz. Es war aber nur zu Dekorationszwecken geeignet und beeinflußte den Gang der Schlacht nicht im mindesten. Ein geschickter Armbrustschütze war damals unter Umständen noch mehr wert, als eine grobe Kanone, die von 20 Pferden geschleppt werden mußte.

Ueber die Rolle, die dem Fußvolk im Kampfe zufiel, sind sich die Gelehrten nicht einig. Während die einen die Fußgänger wenigstens entsprechend ihrer Gefechtskraft — als vollgültige Kämpfer —

ansetzen möchten, lassen die anderen sie nur als Troßknechte gelten, denen im Notfalle noch die Aufgabe zufallen konnte, bei der Verteidigung der Wagenburg zu helfen. Die Wahrheit liegt vermutlich in der Mitte. Fiel den schweren Rittern in erster Linie die Aufgabe zu, die Reihen der gleichgewappneten Gegner zu erschüttern und zu werfen, so mag es doch im Verlaufe des Kampfes Augenblicke gegeben haben, wo auch die Haufen des Fußvolkes Gelegenheit hatten, sich nützlich zu machen. Daß diese Truppe es damals noch nicht gelernt hatte, taktische Einheiten zu bilden, tut dabei nichts zur Sache. Die spätere Treffentaktik der Fußsoldaten wird nicht wie eine Pallas fertig dem Haupte des Zeus entsprungen sein, sondern auf Erfahrungen beruhen, die man in früheren Zeiten gesammelt hatte. Allerdings muß man sich wohl auch hüten. die Bedeutung der Infanterie zu überschätzen; sonst verfällt man leicht in den Fehler, sich ein Schlachtbild auszumalen, das nur der eigenen Einbildungskraft als berechtigt erscheint.

Das Gelände, auf dem die Schlacht sich abspielte, ist eine echt preußische Hügellandschaft mit See und Wald, Bachlauf und Torfmoor. Da die Höhenunterschiede auf dem Raum einer Quadratmeile 50 m betragen und das offene Gelände zahlreiche Waldflecke trägt, mußte es für den Hochmeister recht schwer sein, eine Uebersicht über die Gegend zu gewinnen, die ihm irgendwelche Einsicht in die Pläne der Polen verschaffte.

Das Ordensheer nahm seine Aufstellung (nach Hevcker) längs der Höhe des gleichschenkligen Dreiecks, das durch die drei Dörfer Tannenberg, Grünfelde und Ludwigsburg — das letzte als Spitze gedacht — gebildet wird. Diese Annahme ist der von Horn und Gigalski verteidigten, die dem Ordensheer eine mehr westöstlich gerichtete Stellung südlich der Linie Tannenberg-Grünfeld anweist, wohl schon aus dem Grunde vorzuziehen, weil sich sonst unmittelbar im Rücken des Heeres torfige, schwer zu passierende Gebiete befunden hätte.

Der rechte Flügel der Kreuzritter lehnte sich an ein Wäldchen. Vor der Stellung senkte sich der Boden zu einer flachen Mulde, sodaß die Ritter den ersten Angriff mit um so größerer Wucht ausführen konnten.

„Der König“, so beginnt Johann von Posilge seine Schlachtschilderung, „schickte derweilen die Heiden zum ersten Kampfe, und die Polen waren gar ungewarnet: hätten sie den König sofort angegriffen, sie möchten Ehre und Gut erworben haben“.

Betreffs der mangelnden Kriegsbereitschaft der Polen befindet sich Johann von Posilge sicherlich in einem argen Irrtum. Das ganze Verhalten des Königs spricht dagegen; er macht viel weniger den Eindruck eines Ueberraschten als den eines Mannes, der seine Vorbereitungen so planvoll getroffen hat, daß er ruhig die Ereignisse

abwarten kann und sich durch allen Kriegslärm nicht bei seiner Messe stören zu lassen braucht. In Zyndram von Maskowize besaß er er einen Feldherrn von überlegener Kunst, der jede Möglichkeit in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hatte, während wir der Leitung des Ordensheeres den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie sich allzusehr auf die unwiderstehliche Tapferkeit ihrer Krieger verließ.

Einige Schriftsteller machen dem Hochmeister einen Vorwurf daraus, daß er beinahe drei Stunden auf einem Flecke stand, ohne das Polenheer anzugreifen. Sie konstruieren sogar einen Gegensatz zwischen dem Marschall und dem Hochmeister. Während jener zum Kampfe drängte, soll der Meister den Ausbruch der Schlacht verzögert haben. Meiner Meinung nach gönnt man dabei der Einbildungskraft gar zu freien Spielraum. Das Verhalten des Hochmeisters in der Schlacht erweckt doch bei uns durchaus den Anschein, daß er sich für den verantwortlichen Urheber des Kampfes hielt. Ulrich von Jungingen mußte befürchten, bei ungestümem Vorgehen in einen Hinterhalt zu fallen, da er, wie schon gesagt, das Gelände schlecht übersehen konnte. Außerdem waren die schweren Ritter ihrer ganzen Eigenart nach so sehr an eine bestimmte Form des Geländes gebunden, daß sie beiweitem nicht die Beweglichkeit einer modernen Reitertruppe besaßen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß das Ordensheer schon weit marschiert war und einer Ruhepause dringend bedurfte.

Wahrscheinlich fürchtete der Hochmeister auch, gegen die Regeln der Ritterschaft zu verstoßen, wenn er den Feind überraschte. Schlacht und Turnier hatten für die Ritter mehr gemein als wir denken. Dergleichen Anschauungen als „töricht" zu bezeichnen, geht doch wohl nicht an. Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit und steht im Banne der Anschauungen, in denen er aufgewachsen ist. Darf man deshalb einen römischen Feldherrn als „töricht" bezeichnen, weil er vor der Schlacht die Vorzeichen prüft? — Bei Ulrich von Jungingen liegt eine große, fast übertriebene Rücksicht auf die Regeln der Ritterschaft besonders nahe. Alle, auch seine polnischen Feinde, rühmen ihn als einen Spiegel echten Rittertums. Nur das Bewußtsein, alles getan zu haben, was Ritterpflicht erheischte, mochte ihm die sittliche Kraft geben, mit der Todesverachtung in den Kampf zu gehen, die er in der schweren Stunde der Entscheidung zeigte. Nur so fühlte er sich des Schutzes der Himmelskönigin sicher. Zum ersten Male stand das Ordensheer einem christlichen Gegner zu einem großen, schicksalsreichen Entscheidungskampfe gegenüber.

Da mußte man doppelt darauf bedacht sein, ritterlich zu streiten. Diese Gebote, die neuere Historiker als töricht ausschalten möchten, standen doch auch unter göttlichem Schutze. Flehte der Hochmeister um Sieg für die Waffen des Ordens, so tat er es sicher in dem

Bewußtsein, als wackerer Ritter in den Kampf zu ziehen, in dem Glauben, alles getan zu haben, was die Ritterpflicht erheischte.

Darum dürfen wir auch die Tatsache, daß der Ordensmarschall zwei Herolde an den König und Witold absandte, damit sie ihnen „bare Schwerter“ brächten und mit den Feinden Ort und Zeit der Schlacht vereinbarten, nicht als eine Verhöhnung der Polen auffassen. Die Ritter meinten es damit zweifellos ganz ehrlich und folgten dabei einer uralten, deutschen Sitte, der schon Marius bei den Zimbern und Teutonen begegnete. Ebenso ist es allerdings auch sicher, daß Jagiello nicht wußte, was er von dieser Maßregel halten sollte. In seiner Verwirrung entschloß er sich zu einer Antwort, die zwar sehr hoheitsvoll klingen sollte, aber die Abgesandten des Ordens recht sinnlos dünken mußte.

So standen denn die Ordenskrieger den lieben, langen Vormittag in der Schlachtreihe. Der linke Flügel, der des Schutzes einer Waldparzelle entbehrte, war durch Kanonen und Bogenschützen besonders verstärkt. Hier kämpften die fremden Ritter und Söldner, die dem Orden zu Hilfe geeilt waren, unter dem Skt. Georgsbanner. Leider sollten sich die meisten von ihnen nicht den „Ehrentisch“ in der stolzen Marienburg, sondern den Tod auf der preußischen Haide verdienen. In der Mitte der Schlachtreihe hielt der Hochmeister mit dem großen Ordenspanier. Vor der Reihe war noch allerlei Geschütz aufgefahren, das sich aber, wie wir schon oben betonten, nicht sonderlich nützlich erwies, zumal ein leichter Regen Pulver und Lunten durchnäßte.

Endlich gab der König von Polen das Zeichen zum Angriff, dem der kampfeseifrige Witold schon zuvorgekommen war. Er selbst nahm an dem Kampfe nicht teil, sondern hielt abseits auf einer Anhöhe. Mochte ein solches Verfahren auch dem Gebote der Klugheit entsprechen, so stimmt es doch schlecht zu dem Brauche einer Zeit, wo auch der Herrscher das Schwert nicht nur als Symbol führte, zumal wenn wir an die großen Staufen, einen Friedrich den Schönen von Oesterreich, Albrecht Achilles von Brandenburg und andere gekrönte Kämpen denken oder wenn wir Jagiellos Betragen auch nur an dem seines Partners, des unerschrockenen Ulrichs von Jungingen, messen.

Witold hatte mit seinem Angriff auf den linken Flügel des Ordens wenig Glück. Dem Drucke der wohl schwerer gewappneten Ritter aus dem Reiche, der durch das Anreiten von der Höhe noch verstärkt wurde, vermochten die Litauer auf die Dauer nicht standzuhalten und lösten sich, wie sehr auch Witold die Peitsche auf ihren Rücken tanzen ließ, bald in wilde Flucht auf. Leider wurden sie von den ihnen gegenüberstehenden Rittern mit solchem Ungestüm verfolgt, daß diese für lange Zeit dem Kampfe entzogen wurden und erst dann zurückkehrten, als ihr Eingreifen in die Schlacht nur noch die Zahl der Toten und Gefangenen vermehrte, das Unglück aber

nicht mehr wenden konnte. So entschied, wie sonderbar das auch klingt, Witold durch die Niederlage seiner Litauer zum guten Teile den Sieg des Polenkönigs.

Anfänglich war auch in der Mitte und auf dem rechten Flügel von dem Kreuzheere mit Erfolg gekämpft worden. Es gewann allmählich an Boden. Furchtbar, Roß an Roß, Mann an Mann, ringen die beiden Heere. Endlich drängen die Kreuzritter die Polen zurück. Wo ist die weiße Adlerfahne der Polen geblieben? — Sie neigt sich, sie fällt! Siegestaumel ergreift die Herzen der Deutschen. Ein Ritter stimmt das gewaltige Lied des Ordens an. „Christ ist erstanden" schallt es über das Blachfeld. Mann und Roß setzen ihre letzte Kraft ein. Doch der Widerstand der Polen ist stärker als die Deutschen dachten. Matt verhallten die Klänge des Siegesliedes, und über den Reihen erscheint wieder das weiße Adlerbanner der Polen, das sie mit Todesverachtung zurückerobert haben. Aechzend leisten die Ritter den Angreifern Widerstand und schauen sehnsüchtig nach den Rittern des linken Flügels aus. Ja, wenn die da gewesen wären! Doch sie jagen in zweckloser Verfolgung hinter den Litauern her, und als sie endlich zurücktraben, sind Roß und Reiter matt und ausgepumpt. Die Bannerien der Nachhut waren aber noch nicht herangekommen. So unwahrscheinlich es uns dünken mag, müssen wir doch wohl jenen Gewährsmännern glauben, die uns berichten, sechzehn Fähnlein Ritter seien noch garnicht auf dem Schlachtfelde gewesen. Denn hätten sie in Reserve gestanden, so würde der Hochmeister kaum gezaudert haben, sie in diesem kritischen Augenblicke einzusetzen.

Dagegen zeigte sich immer mehr, wie wohlüberlegt die Maßnahmen des polnischen Feldherrn waren. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die schweren Ritter nicht Stunden um Stunden fortkämpfen konnten, war er bestrebt, den Kampf in die Länge zu ziehen und die Schlacht in eine ganze Reihe von Schlachten aufzulösen, in denen den ermüdeten Kämpfern immer wieder frische Feinde entgegentraten.

So ward der Kampf für die Ordensritter allmählich zu einem verzweiflungsvollen Ringen; immer schwerer fällt es ihnen, den Druck der durch Reserven verstärkten Gegner auszuhalten.

Schon beginnen sich ihre Reihen zu lockern. Da wird endlich die Nachhut sichtbar. Den Hochmeister an der Spitze stürmt sie gegen das Zentrum der Polen, hinter dem Jagiello selber auf einem Berge hält. Ein Ritter gelangt sogar bis in die nächste Nähe des Königs. Als er den Speer gegen ihn hebt, wirft ihn noch im letzten Augenblick die Lanze eines königlichen Sekretarius aus dem Sattel. Jagiello selber macht ihm den Garaus, die einzige Königstat, von der die Geschichte der Schlacht meldet. Dafür, daß die Polen selber von ihr nicht sehr entzückt waren, spricht schon der Umstand, daß die

polnische chronica conflictus den Sekretär ausschaltet und auch den ersten Lanzenwurf dem Könige selber zuschreibt.

Ulrich von Jungingen will von einer solchen Verzettelung der Kräfte nichts wissen. Mit dem Rufe „herum, herum!" führt er die Ritter von dem Könige fort in das Schlachtgewühl. Hell leuchtet der Reliquienschrein an seinem Brustpanzer, aber heller leuchtet es von seinem Antlitz. Mag die Welt in Trümmer sinken! Sie sollen einen Unerschrockenen unter sich begraben!

Wohl konnten die unermüdlichen Streiter, denen wieder frische Reserven der Polen entgegentraten, kaum noch auf Sieg hoffen, doch hätten sie dem mächtigen Gegner noch manche Wunde geschlagen, wäre nicht in diesen Augenblick die Schreckensnachricht durch ihre Reihen geflogen, daß Nicolaus von Renys mit dem Kulmer Banner und einer Anzahl weltlicher Ritter verräterisch vom Schlachtfelde entwichen seien. Mit Mühe und Not hält Ulrich von Jungingen seine paar Getreuen zusammen, um den Kampf fortzusetzen. Noch machen die Feinde ihm Platz. Fürchten sie seinen Speer? Hält sie abergläubische Scheu vor den Reliquien fern, die sein Panzer umschließt? Meiden sie den Mann, über den der Papst seine schützende Hand hält? Oder fürchten sie die gewaltigste von all diesen Mächten, das feste, zornmutige Herz in des Helden Brust? — Aber enger und enger schließt sich der eiserne Kreis um ihn und seine Mannen. Nun schwankt er selber. Jetzt ist sein Sattel leer. Da hat der Widerstand der Deutschen ein Ende. Alles sucht das Heil in der Flucht, auch das Häuflein, das von den Söldnern aus dem Reiche noch übrig ist. Die meisten von ihnen sind allerdings ihrem wackeren Führer Georg von Gersdorf in den Tod gefolgt.

Erst bei der Wagenburg, die ein gut Stück hinter der Schlachtreihe lag, kam es noch einmal zum Kampfe. Doch der Widerstand dauerte nur kurze Zeit. Nach einem furchtbaren Morden, das den Deutschen mehr Tote kostete als die Schlacht selbst, sahen sich die Polen auch im Besitze des Lagers:

Es ist eine billige Weisheit, dem Hochmeister vorzuhalten, er hätte keine Schlacht wagen dürfen, ehe er sich mit dem livländischen Meister vereinigte. Das konnte noch Wochen dauern. Wieviel Städte teilten inzwischen das Los von Gilgenburg? Gab die Geschichte des Ordens dem Meister vielleicht Grund zu solchem Kleinmut? Die Schlacht selbst beweist uns die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Sieges. Hätte sich der linke Flügel nicht auf der Verfolgung der Litauer verzettelt, wäre die Nachhut nur etwas früher eingetroffen, so wäre das Schlachtfeld dem Orden verblieben.

Wohl ein Drittel der Kämpfer deckte auf beiden Seiten die Walstatt. 203 Ordensritter lagen mit Ulrich von Jungingen auf der Tannenberger Heide; 51 Fahnen waren in die Hände der Polen

gefallen. Ganz Deutschland erseufzte bei der Schreckenskunde, denn Söhne aller deutschen Stämme hatten bei Tannenberg gekämpft, Kinder aller deutschen Gaue waren auf der Walstatt geblieben. Neben dem pommerschen Herzog von Stettin hatte der Schwabe Cuno von Lichtenstein gestritten, und neben dem Grafen Friedrich von Zollern hatte der schlesische Herzog von Oels den Speer geführt.

Ueberall, wo Polen wohnen, wird man am 10. Juli 1910 der Schlacht bei Tannenberg gedenken. Wann werden wir Deutschen erst soweit sein, daß jeder größere Ort der deutschen Heimat seinen Ostmarkenverein hat, und daß man auch jenseits des Meeres, wo sich Deutsche zu gesegnetem Schaffen zusammenfanden, der herrlichsten deutschen Kolonie gedenkt, die unser Volk jemals gegründet hat, unserer deutschen Ostmark? — Mag der Gedanke an die Helden von Tannenberg, die ja auch ihres Stammes waren, Schwaben und Bayern, Thüringer und Sachsen an ihre nationalen Pflichten erinnern! „Soweit die deutsche Zunge klingt" sollte auch die Teilnahme für den uralten Kampf um die deutsche Nordostmark reichen.

Von der Schlacht bei Tannenberg an sank des Ordens Glück und Stern. Sich der mächtigen Grenznachbarn zu erwehren und gleichzeitig die Empörer im eigenen Lande niederzuhalten, das konnte nur einem siegreichen Hochmeister gelingen, an dessen Kriegsglück Freund und Feind wie an das Evangelium glaubte. Ein besiegtes Ordenskapitel konnte dieser Aufgabe nicht gerecht werden.

Wir sind dem Verlaufe der Schlacht bei Tannenberg eben gefolgt. Suchen wir nach einem Manne, den wir als ihren Helden bezeichnen möchten, so kann unser Blick nur auf den tapferen Hochmeister Ulrich von Jungingen fallen. Ein seltener Zauber webt um seine Gestalt. Es muß einer jener Männer gewesen sein, die in Blick, Haltung und Wort sogleich den geborenen Herrscher verraten. Vergebens warnt sein Bruder die Gebietiger, ihn zum Hochmeister zu wählen! Wer mochte über ihm oder auch nur neben ihm bestehen?

Und dann sein Verhalten im Kampfe! Verwundert fragen die Historiker, warum er denn nicht zur rechten Zeit den Rückzug antrat. Ja, warum? — „Und griff ihn an und siegte nicht und kam gepatscht nach Haus!" Sollte wirklich ein Polenheer den Rücken des Hochmeisters sehen? — Ich glaube, daß er den Gedanken an Rückzug garnicht erwog. Mit der Notwendigkeit einer Naturkraft stürmt er immer wieder gegen den Feind. Adel verpflichtet! Des Hochmeisters Platz ist da, wo es am heißesten hergeht. Wir mögen in solchem Falle garnicht danach fragen, ob das Verhalten dem Gebote des kühl prüfenden Verstandes entsprach. Demütig beugen wir das Haupt vor solcher Charaktergröße und danken es dem Geschick, daß der Held einer deutschen Mutter Sohn war. Gebe Gott, daß jedes

deutsche Heer, daß dereinst noch deutschen Boden gegen Barbarei und Willkür verteidigen muß, Helden wie Ulrich von Jungingen an seiner Spitze hat. Dann werden wir gegen Niederlagen zwar nicht gefeit sein, aber auf jeden Ulrich von Jungingen wird auch wieder ein Heinrich von Plauen kommen und ein Friedrich der Große.

Erschüttert stand der Polenkönig an der Bahre seines Gegners, mit der weinerlichen Rührseligkeit des Litauers seinen Fall beklagend. Dann sandte er ihn zur Bestattung nach Marienburg. Jagiello hatte sich die Sache allerdings viel leichter gemacht.

Das war der Gang der Schlacht. Sollen wir uns ihrer schämen? — Gebe Gott, daß unsere Söhne und Enkel, wenn es den Schutz der heiligen Grenzmark gilt, ebenso zu sterben wissen wie Ulrich von Jungingen und die Brüder, die neben ihm die Walstatt deckten.

Ungeheuer waren die militärischen und politischen Folgen der Schlacht. Das Feldheer des Ordens war zertrümmert und das Land stand den Polen offen. Jene Furcht aber, die solange die Landstände bei ihrer Pflicht erhalten hatte, war durch die Niederlage des Ordens beseitigt. Die preußischen Stände freuten sich des Erfolges der Polen, als wären sie einen harten Bedränger losgeworden und hätten dafür einen milden, freundlichen Herrn eingetauscht. Schmerzlich bewegt stehen wir an der Bahre des gefallenen Hochmeisters, aber noch weher ist es uns um das Herz, wenn wir hören, wie die weltlichen Ritter, die Geistlichen und Städte wetteifernd mit schmeichelnden Worten um den Polenkönig herumscharwenzeln, um die Gunst des neuen, des fremden Herrn zu gewinnen. Nun öffnen sich auf einmal alle die Geldbeutel, die so krampfhaft geschlossen wurden, wenn es galt, eine Schatzung für den Orden aufzubringen. Als dürfe man nur ja keinen Tag ungenützt verstreichen lassen, beginnen die Danziger, Elbinger und andere mehr einen Wettlauf in das Lager des Polenkönigs. Doch zum Glücke täuschten sie sich in ihren Hoffnungen. Jagiellos Tag war noch nicht gekommen. Wohl lag das platte Land wehrlos vor seinen wilden Scharen, aber in der Marienburg rüstete sich schon ein Mann, der den polnischen Schwertern etwas entgegenstellen konnte, was stärker war als sie, nämlich deutsche Charakterfestigkeit.

Als Heinrich Reuß von Plauen, ein Ritter sächsischer Herkunft, die Kunde erhielt von der vernichtenden Niederlage bei Tannenberg, zog er eiligst von Pommerellen, zu dessen Schutze ihn der Hochmeister bestimmt hatte, nach Marienburg und raffte alles zusammen, was er zu der Verteidigung der Burg brauchen konnte, Danziger Matrosen, bewaffnetes Landvolk, zersprengte Ritter. Als dann Jagiello vor dem Haupthause des Ordens erschien, begrüßten ihn nicht Worte der Huldigung, sondern sausende Pfeile. Die Lage der Burg erschien

aussichtslos, denn die Feinde schwärmten in der Umgegend wie Heuschrecken. Doch ihre Zahl war bei ihrer mangelhaften Zucht gleichzeitig ihre Schwäche. Die unsaubere Lebensführung der Barbaren, die brennende Hitze des Sommers, der aus dem tief gelegenen Lande aufsteigende Fieberdunst, der Mangel an Nahrung, das alles zusammen erzeugte böse Krankheiten in dem Heere der Feinde, denen noch viel mehr erlagen als den Schwertern der Belagerten, die auch keinen Tag feierten.

Doch davon mochte Heinrich von Plauen nicht allzuviel wissen. Ihm erschien die Zukunft düster und bewölkt. Immer wieder suchte er von Jagiello einen ehrenvollen Frieden zu erhalten, aber vergebens begab er sich mit königlichem Geleit in das polnische Lager. Jagiello spannte seine Forderungen zu hoch. So kehrte denn Heinrich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder in die Burg zurück. Wie mögen die Polen über den aufrechten Mann gestaunt haben, als er zwischen ihnen dahinschritt, den traurigen und doch festen Blick zum Himmel erhoben, von wo ihm und dem Orden Hilfe kommen mußte nach seines Herzens festem Glauben. Und der standhafte Held täuschte sich nicht. Sengend und brennend zogen Witolds Scharen nach Süden ab und endlich folgte ihnen auch der Kern des polnischen Heeres, das beinahe zehn Wochen nutzlos, nur zu seinem eigenen Schaden vor der Marienburg gelegen hatte.

Bald hatte Heinrich von Plauen, des Ordens neuer Hochmeister, das ganze Gebiet zurückerobert, und Jagiello bequemte sich zu dem Frieden, den er vorher so hochmütig zurückgewiesen hatte. Am 1. Februar 1411 wurden die Friedensurkunden ausgewechselt. Die Bedingungen waren für den Orden noch verhältnismäßig günstig. Nur Szamaiten wurde an Jagiello und Witold abgetreten, doch sollte es nach deren Tode dem Orden zurückgegeben werden. Das Dobrinerland blieb bei Polen. Zur Beilegung einzelner Streitigkeiten wurde ein Schiedsgericht in Aussicht genommen. Außerdem mußte der Orden — und das war allerdings hart genug — 100 000 Schock Groschen Kriegskosten an den König von Polen bezahlen.

Damit war zwar der Krieg fürs erste beendet, aber nicht der Gegensatz zwischen Polen und dem Orden beseitigt. Um die Kriegssteuer aufzubringen, war der Hochmeister auf die Hilfe der Stände angewiesen, denen er dafür eine gewisse Teilnahme an der Verwaltung des Landes einräumen mußte, eine Bedingung, die er doch nicht ehrlich halten konnte, weil die Ordensgebietiger damit nicht einverstanden waren. So befand sich Heinrich von Plauen in einer wahren Zwickmühle.

Mit hingebendem Eifer sehen wir den getreuen Mann bemüht, das Geld für Polen aufzutreiben, obgleich er sich sagen mochte, es

sei doch nur fortgeworfen, da der große Entscheidungskampf über kurz oder lang kommen mußte. Diese Erkenntnis teilten leider nicht die Ordensgebietiger mit ihm. Knrzsichtiger als ihr Hochmeister, durch Jagiellos glatte Worte beruhigt, bildeten sich die meisten von ihnen ein, man könnte mit Jagiello nunmehr Frieden und gute Nachbarschaft halten.

Da Heinrich von Plauen den Polen nicht traute, mußte er beständig Soldtruppen im Lande halten, zu deren Bezahlung die Städte und Ritter Geld aufbringen sollten. Als deren Erbitterung immer größer wurde und der Hochmeister sich über Jagiellos böse Absichten Klarheit verschafft zu haben glaubte, entschied er sich für einen Angriffskrieg. Daß der Entschluß ihm nicht leicht fiel, ist klar, brauchte er doch nur die Streitkräfte Polens mit denen des Ordenslandes zu vergleichen, um Jagiellos Uebermacht zu erkennen; doch mochte ihm jeder Ausgang lieber sein als der Zustand beständiger Unsicherheit, in dem er es mit allen verdarb und doch nur dem Poenkönige mittelbar in die Hände arbeitete.

Außerdem mochte er bei der Belagerung der Marienburg sich darüber klar geworden sein, daß die Macht des Polenkönigs doch nicht so schlimm war, wie sie aussah, und daß Jagiello bei einem Kriege nicht weniger litt, als der Orden. Des weiteren war die kriegerische Stimmung der Polen sehr abgeflaut, und auch Witold einem Kriege abgeneigt, da er sich wieder mehr um seine litauischen Interessen bekümmerte, die ihm in vieler Hinsicht ein Zusammengehen mit dem Orden ganz nützlich erscheinen ließen.

Doch es kam nicht zum Kampf; ein Aufstand der Ritter lähmte den Arm des Hochmeisters. Man stellte den Retter der Marienburg vor das Gericht der Ordensgebietiger und machte ihm den Prozeß, weil er die Interessen des Ordens den Ständen preisgegeben habe und weil er Krieg mit Polen herbeiführen wolle. Die Ritter waren nun einmal nicht imstande, die Lage so klar zu durchschauen, wie ihr Hochmeister, und außerdem mag der Willensgewaltige nicht immer gerade fein säuberlich in Wort und Werk gegen seine Widersacher im Orden verfahren sein, wie es nun einmal die Art solcher Charaktere ist.

Das Unglaubliche geschah. Heinrich von Plauen wurde abgesetzt und starb 1429 als Gefangener in der Burg Lochstädt.

Damit war der furchtbarste Feind der Polen beseitigt, der einzige Mann, der groß genug dachte, um einzusehen, daß dem Orden nicht mehr mit kleinen Mitteln zu helfen war. Eine tragische Natur, mußte er von dem Schauplatz abtreten, weil er seinen Genossen Opfer an Blut und Habe zumutete, die zu bringen sie nicht stark genug waren.

Sein Nachfolger, Michael Küchmeister von Sternberg, mußte bald genug einsehen, wie sehr er sich in der Friedensliebe Jagiellos getäuscht hatte. Nach der Schlacht bei Tannenberg gab es eigentlich kein einziges Jahr mehr, in dem zwischen dem Orden und Polen aufrichtiges Einvernehmen herrschte. Es war ein fauler Friede. Jagiello, der alte Fuchs, verlor niemals sein Ziel, die völlige Unterwerfung des Ordensstaates, aus dem Auge. „Ich kann ja warten", dachte er und unterschrieb getrost Friedens- und Beifriedensverträge, immer darauf bedacht, daß diese oder jene Angelegenheit in Ungewißheit verblieb, damit er einen Grund hätte, dem Orden bei günstiger Gelegenheit am Zeuge zu flicken. Was machte es ihm aus, sich immer wieder dem Schiedsspruch von Kaiser und Papst zu stellen? Er wußte, daß solche Verträge nicht mehr wert sind als das Stück Leder, auf dem ihre Bestimmungen stehen, während sich die Ordensritter im Bewußtsein ihrer Schwäche an diese Urkunden klammerten wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. So folgte denn ein Waffenstillstand dem andern und alle paar Jahre gab es einen „ewigen" Frieden, aber immer ging es mit der Sache des Ordens abwärts.

Hatte sich der Orden solange auf den Standpunkt gestellt, daß der Streit zwischen Polen und dem Orden ein Rechtsstreit sei, in dem die Polen nicht mehr erhalten dürften, als ihnen nach Recht und Billigkeit zustand, so mußte er in den Friedensschlüssen zu Melno und Brosche schon das Recht des Stärkeren anerkennen und sich mit dem Grundsatze abfinden, daß im politischen Leben Gewalt vor Recht geht. Dieses prinzipielle Zugeständnis verleiht jenen Verträgen ihre Bedeutung; an den paar Landfetzen, die den Polen abgetreten wurden, war an und für sich nicht allzuviel gelegen.

Auch als Jagiello 1434 ins Grab sank und Ladislaus III. und Kasimir II. ihm folgten, wurde an der klaren, zielbewußten Politik Polens nichts geändert. Immer zahlreicher wurden die Fäden, die die polnische Krone und die preußischen Stände verbanden. Es war kluge Berechnung, wenn die polnischen Könige in die Friedensverträge den Satz aufnehmen ließen, daß die Untertanen der beiden Partner des Gehorsams gegen ihren Herrn ledig sein sollten, wenn er sich nicht an die Verträge hielt. Sie wußten, daß sie eine solche Auflehnung nicht zu befürchten hatten, wohl aber der Orden.

Wir können uns kaum eine undankbarere Aufgabe denken, als die, zu jener Zeit im Ordenslande Hochmeister zu spielen. Die Kassen waren leer, aber jeder Tag brachte große Ausgaben mit sich. Sie zu tragen war niemand bereit. Die preußischen Städte verlangten vom Hochmeister Förderung von Handel und Wandel, Verbesserung von Wegen und Flußläufen und Schutz der Kaufleute in der Fremde, zogen sich aber sofort scheu zurück, sobald er ihre Steuerkraft in Anspruch nahm und nannten die Auflage ganz berechtigter Steuern

willkürliche Bedrückung. Die Fürsten des Reiches versicherten den Hochmeister ebenso wie Kaiser und Papst allerdings beständig ihrer Liebe und Freundschaft. Kamen aber die Gesandten der Kreuzritter hilfeflehend zu ihnen, so schauten sie vor allem lüsternen Blickes aus, ob sie ihnen auch kostbare Geschenke mitgebracht hätten. Baten dann die Boten, ihrem Meister bewaffnete Hilfe zu leisten, so brachte man ihnen Kostenrechnungen für frühere Leistungen.

Wenn sich dann schließlich der Hochmeister genötigt sah, mit den Polen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen, so schlug der Deutschmeister, der oberste Gebietiger des Ordens im Reich, gewaltigen Lärm und zieh den Hochmeister der Schwäche und Nachgiebigkeit, weil er nicht die deutschen Hilfstruppen erwartet hätte. Wie oft mag der Hochmeister bei solchen Worten höhnisch aufgelacht und wütend gerufen haben: „O wenn doch diese Maulhelden nicht soviel von ihrer Hilfsbereitschaft reden und mir lieber ein paar Fähnlein Gewappneter schicken wollten"!

Kann es unter solchen Umständen wundernehmen, wenn Michael Küchmeister sowohl wie Pellizer von Rußdorf das Meisteramt freiwillig niederlegten und die Stände sich einen größeren Einfluß erkämpften, sodaß der Orden ihre Vertretung, den Preußischen Bund, wohl oder übel anerkennen und mit ihm verhandeln mußte? — Erst der ruhigen, verständigen Politik Konrads von Erlichshausen gelang es, der ständischen Bewegung entgegenzuarbeiten, dadurch daß er ihr alle berechtigten Gründe zur Klage nahm. Aber alle Hoffnungen, die sich an diesen Wandel knüpften, wurden arg enttäuscht, als sein rascher Vetter Ludwig von Erlichshausen, der ihm im Jahre 1450 folgte, den Kampf gegen den Preußischen Bund aufnahm.

Es gelang ihm zwar, bei Kaiser und Papst die Verurteilung des Bundes durchzusetzen, doch war er sehr im Irrtum, wenn er diesen Maßregeln irgendwelchen tatsächlichen Einfluß auf die Stände zutraute. Sie waren wenig geeignet, das gute Einvernehmen zwischen dem Orden und den Ständen herzustellen; im Gegenteil, diese wurden durch Acht und Bann zu immer entschiedeneren Maßregeln getrieben, bis sie sich schließlich vom Orden lossagten und dem Könige von Polen die Herrschaft über das Ordensland anboten.

Dem Kriege mit Polen und den aufsässigen Ständen war der Orden nicht gewachsen. Was half es, daß er diesen oder jenen Erfolg davontrug und bei Konitz sogar den König Kasimir und sein Heer in offener Feldschlacht besiegte. Der Feinde waren zu viele, aus Deutschland kam keine Hilfe und die Kassen des Ordens waren leer.

Schließlich wurde die Marienburg selber von dem böhmischen Söldnerführer Ulrich Czarwenka dem Polenkönige übergeben, da er sich auf diese Weise für seine Soldforderungen schadlos zu halten hoffte. Am 6. Juni 1457 zogen die Polen in das stolze Schloß

Winrichs von Kniprode. Das Kreuzesbanner sank traurig hernieder und dafür stieg der weiße Adler auf den Zinnen empor. Wohl glückte es dem wackeren Bürgermeister Bartolomeus Blume, die Stadt noch einmal in seine Gewalt zu bringen; die Burg vermochte er aber nicht zu erobern und starb schließlich um seiner Treue gegen den Orden willen den Tod durch Henkershand. Erst das Jahr 1466 brachte den Frieden. Aber welchen Frieden! Pommerellen, Kulm, Marienburg, Elbing, Christburg, Stuhm und das Ermland mußte der Orden an Polen abtreten; nur Ostpreußen und das Gebiet von Marienwerder verblieb ihm und auch dieses nicht als freies Eigentum, sondern als polnisches Kronlehen. Dieser zweite Friede zu Thorn machte der Macht des Ordens für immer ein Ende.

Wenn die Stände geglaubt hatten, sie würden im Schutze des weißen Adlers nach eigenem Recht und Gesetz leben können und ihr Land fürderhin von den Stürmen des Krieges verschont sehen, so hatten sie sich arg getäuscht. Immer von neuem rüttelten die Polen an der Selbstverwaltung des eroberten Landes, die dieses für ewige Zeiten verbrieft wähnte, und im Jnhre 1569 wurde Westpreußen von dem Lubliner Reichstag schlechthin für eine polnische Provinz erklärt. Die größeren Städte erhielten sich zwar noch einen Schein von Selbständigkeit, doch auch ihnen erging es böse, wenn sie sich gegen die polnischen Beamten und gegen polnisch-jesuitischen Uebermut zue Wehr setzen wollten. Das mußten die Thorner sehr zu ihrem Leidwesen erfahren, als sie im Jahre 1724 gegen die Uebergriffe der Jesuiten Front machten. Das Thorner Blutgericht erstickte das Selbstgefühl der Deutschen im Blute; ihr Bürgermeister, ein zweiter Bartolomäus Blume, mußte das Schafott besteigen. Immer mehr und mehr geriet der Grundbesitz auf dem flachen Lande in polinsche Hände, und auch in den kleineren Städten breitete sich immer mehr das polnische Wesen und die polnische Sprache aus. Dabei blieben die preußischen Fluren beständig der Kriegsschauplatz in den Kämpfen zwischen den Polen und ihren zahlreichen Feinden, und während ihre Bewohner sich früher, zur Zeit der Ordensherrschaft, wenigstens damit trösten konnten, daß sie für ihre Heimat und ihre Habe fochten, waren sie jetzt nichts weiter als die Bauern des Sprichworts, die eben Haare lassen müssen, wenn die Könige hadern.

So ging es denn mit dem Lande immer weiter bergab, die Stimme der Dichtkunst und Wissenschaft verstummte, der Landbau wurde nicht mehr mit der alten Sorgfalt getrieben und die Städte verfielen. Erst als Friedrich der Große das furchtbar verwahrloste Land in Besitz nahm, brach wieder die Sonne deutschen Geistes durch die dichten Nebel sarmatischer Trägheit und Bigotterie.

Will man heute erfahren, wie die Polen über die Zukunft unserer ostmärkischen Heimat denken, die deutsche Männer aus allen Gauen

des weiten Vaterlandes mit ihrem Blute benetzt, durch ihren Fleiß gefördert haben, so braucht man nur irgend eine polnische Zeitung in die Hand zu nehmen: „Dumm“ schreibt der „Przeglad Wszechpolski“, die allpolnische Revue, „ist Polen ohne Posen. Armselig würde tatsächlich das künftige Polen, für das wir leben und handeln, das Polen, welches wir sicherlich nicht erleben, welches aber unsere Kinder und Enkel schauen werden, nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlesien, ohne Zutritt zum Meere, also ohne Danzig und Königsberg sein .... Von einem Kompromisse in dieser Sache kann bei uns keine Rede sein“.

Ebenso schreibt die „Polnische Sibilla“: „das künftige Polen würde ohne Meer wenig Bedeutung haben; Danzig wird daher als befestigte Stadt an der Weichsel dem künftigen Polen nicht bloß erwünscht, sondern durchaus notwendig sein. Es ist daher gewiß, daß wenn Polen ersteht, auch Danzig zu ihm gehören muß“.

Daß der Pole nicht nur gegen den deutschen Teilstaat Preußen kämpft, sondern ebenso gut unser herrliches, neues Reich mit seinem Hasse begeifert, darüber läßt uns die Posener „Praca“ nicht im Zweifel. Sie schreibt: „Das Interesse der polnischen Nation erheischt gebieterisch eine Niederlage des größten, uralten Feindes — eine Niederlage Deutschlands, das sich nicht begnügt, mit dem ganzen Aufgebot seiner staatlichen Organisation und seiner Kräfte nach der Ausrottung der Polen zu streben, sondern durch sein Beispiel und seine Diplomatie in Rußland, in Oesterreich und überall unsern Einfluß zu unterbinden und die Polen ohnmächtig zu machen, auszurotten sucht. Die Niederlage Rußlands ist für uns kein geringer Gewinn, das haben sogar die unheilbaren Posener Russenfreunde begriffen. Aber die Niederlage Deutschlands wäre für uns ein noch hundertfach größerer Gewinn. Sie ist sogar die unerläßliche Vorbedingung einer tatsächlichen Wiedergeburt der polnischen Nation“.

Solche Zitate könnten eigentlich dem Deutschen im Reiche die Augen darüber öffnen, was die Polen unter nationaler Politik verstehen! — —

Mit lautem Jubel gedenken heute die späten Enkel jener Polen, die bei Tannenberg die Macht des Ordens brachen, des Sieges ihrer Ahnen. Haben sie ein Recht dazu? Brachten sie edle Sitte den Bürgern, Freiheit den Bauern? Regte sich in ihrem Schutze der Meißel des Künstlers, der Griffel des Gelehrten? Türmten sie Städte und Burgen, von denen aus edlere, menschlichere Bildung die dunkeln Winkel des Landes erhellte? Wer von ihnen möchte die Frage bejahen? Sie hatten doch fürwahr die Bahn frei! An ihnen liegt es, wenn man heute ihren Namen nicht neben dem der Franzosen,

der Engländer und dem jener Deutschen, deren Ritter sie auf dem Felde von Tannenberg niederwarfen, als den eines großen Kulturvolkes nennt. Mit dem scharfen Schwert allein wird solche Ehre nicht erworben; sonst müßte auch das Volk der Heunen in der Geschichte groß und leuchtend dastehen. Zu solchem Erfolge gehört auch die sittliche Kraft, den eigenen Vorteil dem des Ganzen unterzuordnen, dazu gehört auch ein Sinn, der über der sinnlichen Lust des Lebens jenen heiligen Ernst nicht vergißt, „der das Leben zur Ewigkeit macht," jenes heiße Verlangen, „das aus dem Dunkeln ins Helle strebt."

Fragt ihr nach dem historischen Recht der Deutschen und Polen auf die Lande unserer Nordostmark, so befragt keine vergilbten Bücher und Pergamente, sondern schaut hinein in die grüne, lebendige Gotteswelt und beseht euch Land und Leute, einerseits im Weichbilde der Marienburg und andererseits im Gegensatz dazu in dem Gau von Warschau oder dort, wo jenes slavische Volk in Galizien tatsächlich das Szepter führt! Dann braucht ihr um die Toten von Tannenberg nicht mehr zu klagen. Gott hat es gut gemeint mit uns und unserer Hände Werk. Ihm sei Ehre!

Aber vergessen wollen wir jene Toten nicht. Nahen uns die Weltverbesserer, jene Leute, die sich selbst in äffischem Größenwahn als „Intellektuelle" bezeichnen, die Narren, die den Gegensatz der Nationen, die Eigenart ihres edelsten Kulturbesitzes über dem äußerlichen Firnis der Zivilisation, dem Einklang bunter Krawatten und Westen vergessen möchten, dann wollen wir sie hinausführen an das Grab Ulrichs von Jungingen, an das Denkmal des wackeren Bürgermeisters Blume. Wir wollen sie aufblicken lassen zur Danziger Marienkirche, zum Hochmeisterschloß des Ordens, zur Thorner Jakobskirche und ihnen sagen: „Das litten, das schufen unsere Väter, auf diesem Boden wandelte ein Herder, ein Kant." Dann werden wir es ihnen nicht mehr lange zu beweisen brauchen, daß *die Ostmark* mehr ist als ein preußisches Territorium, daß *sie heiliger, deutscher Boden* ist, so gut wie nur einer in der Welt.

Darum ihr Brüder im Reich, denkt nicht gering von den Pflichten, die der Deutsche der fremden Mark schuldet. „Wenn Nord und Süd zusammenhält, dann Deutschland gegen die ganze Welt." Wo brausendes Weltmeer, wirbelnde Tiefe an den Klippen einer Insel nagt, da schädigt es nicht nur sie, sondern das ganze Eiland. Darum leihet auch ihr, Brüder im Reich, euer aufhorchendes Ohr der Werbearbeit des Deutschen Ostmarkenvereins. Fern liege es uns, in Schmähreden und ödem Geschimpfe mit unsern slavischen Nachbarn wetteifern zu wollen, aber die deutschen Hände, die hier Pflug und Hammer führen, müssen fest und frei zugreifen und in der Notwehr auch nach dem Schwerte fahren können, wenn diese deutsche

Ordnungsinsel in dem wirren, weiten Meere slavischer Unkultur erhalten bleiben soll. Dazu brauchen die Brüder im Osten aber das Bewußtsein, daß das ganze deutsche Vaterland hinter ihnen steht, bereit, von den Segnungen der deutschen Kultur den Fremden gütig und freigiebig mitzuteilen, aber auch bereit, den blutgedüngten Boden zu wahren mit der Schärfe des Schwertes. Möchten recht viele den festen Entschluß dazu von dem Gedenktage der Tannenberger Schlacht in die Zukunft mitnehmen! Dann erwuchs unserem Volke aus der blutigen Saat jenes Tages ein unbezwingliches Geschlecht germanischer Grenzwächter!

Druck von Wilhelm Ißleib, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 119/120


OSTSEE
Bornholm
SAMAITEN
Kurisches Haff
SCHALAUEN
Tilsit
Memel
SAMLAND
Königsberg
NADRAUEN
Insterburg
Wehlau
NATANGEN
Nehrung
Frisches Haff
OSTPREUSSISCHES DEUTSCH-ORDENS GEBIET
SUDAUEN
Lötzen
Elbing
Marienburg
Stuhm
Allenstein
Osterode
Johannisburg
Ortelsburg
Tannenberg
Gilgenburg
Neidenburg
Soldau
Mlawa
Löbau
Graudenz
Kauernik
CULMERLAND
Strassburg
Thorn
Drewenz
Putzig
Danzig
Oliva
Dirschau
Lauenburg
Stolp
POMMERELLEN
Konitz
Schlochau
Tuchel
Marienwerder
Weichsel
Colberg
POMMERN
HZM. POMMERN
Bärwalde
Stettin
Oder
Dramburg
Friedland
Flatau
Arnswalde
Deutsch-Krone
NEUMARK
Soldin
Driesen
Landsberg
Netze
Nakel
Bromberg
Czarnikau
Warthe
Cüstrin
GROSS-POLEN
Gnesen
Posen
CUJAVIEN
Dobrzyn
Plock
KGR. POLEN
HZM MAZOVIEN
Narew
Warschau
GR. FSM. LITAUEN